



Das Feuilletton

ZEITUNG FÜR DEBATTE, KULTUR, MEDIEN UND ZEITGESCHEHEN



Maschinenmusik

**ZWEIERLEI
ARTEN VON
PROVINZIELL**

RUSSLAND UND SLOWAKEI. Vielleicht muss man mehr in die Provinz blicken, um Russland besser zu verstehen. Aus ihr kommen die meisten Rekruten, sie trägt das Putin-Regime viel mehr als die Mittelschicht in Moskau oder St. Petersburg. Der nun im Exil lebende Schriftsteller Maxim Ossipow ist einer, der das Leben an diesen Rändern beobachtet. Er ortet einen Minderwertigkeitskomplex der Russen in der Provinz, dem ein Größenwahn gegenübersteht. Warum die russische Provinz trotzdem so wichtig für eine friedliche Zukunft ist, hat Klaus Huhold mit dem Autor besprochen. Ins Provinzielle scheint sich auch die Kultur der Slowakei zu entwickeln. Zumindest ist das erklärtes, wenn auch nicht so formuliertes Ziel der Kulturministerin Martina Simkovicova. Sie postulierte, dass Kunst „slowakisch sein soll und sonst nichts“. Deswegen hat sie bereits einige Kulturmanagerinnen und Kulturmanager entlassen. Markus Schönherr hat mit einem davon gesprochen, mit Matej Drlicka, dem ehemaligen Direktor des slowakischen Nationaltheaters. Seiten 24 und 25

Komponierende Künstliche Intelligenz abseits des Bedrohungsszenarios SEITE 26

ENTRÉE: Investieren auch Sie jetzt in ein Autobremsten-Abo!

Tschechien hat ganz hübsche Dörfer abseits der Autobahn. Sieht man meistens nicht. Außer man traut dem Navi. Das leider nicht mitgekriegt hat, dass die superschnelle Umleitung irgendwie nie wieder zurück auf die Autobahn findet. Das hätte das Navi beim Update erfahren. Dafür hätte man freilich ein Abo abschließen müssen. Autofahrer müssen sich ohnehin dran gewöhnen, dass sie mehr vorausdenken sollten. Zusätzliche Gebühren für bereits im Auto verbaute Features werden immer häufiger. BMW hat zwar nach einer vieldiskutierten Ankündigung doch davon abgesehen, die Sitz- und Lenkradheizung mit monatlichen Extrakosten zu versehen. Wegen „zu wenig Akzeptanz“ – was übersetzt heißt, dass die Kundschaft dem Autoriesen einfach kollektiv den Vogel gezeigt hat. Audi hingegen lässt sich eine spezielle Klimaanlagefunktion sehr wohl gesondert bezahlen. Mercedes hat bei seinen



E-Autos überlegt, für schnellere Beschleunigung jährlich schlappe 1200 Euro zu verlangen. Hier gibt es noch einiges an Potenzial: Sie wollen, dass Ihr Airbag aufgeht? 20 Euro monatlich! Sie wollen, dass Ihre Bremsen funktionieren? Bisschen kostspieliger, bei 120 Euro sind Sie dabei! Klingt abstrus? Eh. Aber man hätte sich ja auch nicht gedacht, dass man einmal für bestimmte Programme der Waschmaschine eine Gebühr zahlt. Eine Schweizer Firma hat das nun angekündigt, „Intensivreinigung plus“ gibt es nur für 13 Euro im Monat zusätzlich. Das ist insofern originell, als sich die meisten Menschen eigentlich eher weniger Funktionen bei der Waschmaschine wünschen als mehr. Sie würden wohl sogar eine Gebühr dafür zahlen, damit sie nicht mit „Leuchtkraft-Antiviren-Extremgeruchssicher-Bügelleicht-HaustierEco-Regenbogen-glanz-Exorzismus“-Programmen verwirrt werden. Apropos Exorzismus: Originell ist

auch das Abo-system von HP, das eigenständig Druckerpatronen nachbestellt, wenn sie zur Neige gehen. Als ob das das Problem bei Druckern wäre. Hier wäre eine umgekehrte Version des Abomodells wünschenswert: Jedes Mal, wenn ein Drucker wieder einmal nicht funktioniert, soll die Herstellerfirma 20 Euro an den Kunden zahlen. Lottogewinn nichts dagegen. Was ist da noch vorstellbar? Wasserkocher, bei denen man gestaffelt für erreichte Grade berappt – 100 Euro für eine Tasse Tee? Fernseher, die sich vor der Krimi-Auflösung abschalten, wenn man sein Happy-End-Abo nicht gebucht hat? Wie, das klingt nach Abzocke? Wird ja niemand gezwungen. Alles freiwillig. Amazon macht das übrigens auch: Wer besondere Interessen hat, kann eigene Kanäle dazu kaufen, etwa für Filmklassiker oder Tierdokus. Die bezahlt man monatlich und schaut genau nie was.

boeck@feuilleton.online

IN DIESER AUSGABE

- Pop:** Als Genesis eine mysteriöse Geschichte erzählten Seite 8
- Film:** Regisseurin Kurdwin Ayub im Gespräch Seite 9
- Comics:** Warum Wien einmal Comic-Hauptstadt war Seite 17
- Kombinationen:** Was passt zusammen, was nicht Seite 21
- Radio:** Ex-Programmchef Alfred Treiber über Ö1 Seite 22

feuilleton.online

Herausgegeben von Bernhard Baumgartner, Christina Böck und Matthias Greuling
Monatsschrift,
Österreichische Post AG, MZ 23Z044041 M,
Retouren an Postfach 555, 1008 Wien
Das Feuilleton, Fröbelgasse 27/2, 1160 Wien



Leitartikel

Wir werden ein Land der Jäger & Sammler

Ab 1. Jänner 2025 müssen die Wohnflächen der Österreicher dramatisch ausgeweitet werden. Denn der Platz in Küchen, Kellern oder Lagerräumen wird zunehmend knapp werden. Das liegt aber nicht unbedingt daran, dass die Österreicher mehr Vorräte anlegen, weil die Kriege dieser Welt bedrohlicher werden und vielleicht auch Österreich in Mitleidenschaft ziehen könnten. Nein, der Grund ist ein ganz banaler: Mit Anfang 2025 tritt eine neue Pfandregelung für alle Flaschen aus Plastik oder Metall in Kraft, die dafür sorgen soll, dass man die Cola-PET-Flasche oder das Red-Bull-Doserl nicht mehr achtlos zusammendrücken und in die Tonne kübeln wird. Immerhin ist man ja über die 25 Cent Einsatz pro Flasche ganz dankbar. Immerhin ein Viertel Euro, der da sonst im Müll landen würde.



Matthias Greuling ist Herausgeber von „Das Feuilleton“

In vielen Ländern gibt es diese durchaus sinnvolle Maßnahme für die Kreislaufwirtschaft schon. Bestes Beispiel: Deutschland. Dort sammelt man die Flaschen, bringt sie dann in großen Säcken zurück zum Supermarkt und kassiert den Einsatz-Bon. Davor lagern die leeren Dosen und Plastik-Behälter freilich oft tage- oder wochenlang in den Haushalten, wo sie natürlich Platz wegnehmen. Viel Platz. Denn die Flaschen dürfen nicht selbst zerdrückt werden, um Platz zu sparen, weil sie der Rücknahmeautomat beim Supermarkt sonst nicht erkennt.

Übrigens ein Rücknahmeautomat, den in den letzten Monaten mehr als 5000 heimische Supermärkte mit aufwendigen baulichen Maßnahmen installiert haben, was wohl auch eine schöne Wirtschaftsmaßnahme für ganz viele Bau-firmen gewesen ist. Ist Ihnen aufgefallen, dass jetzt vielerorts die Parkplätze bei Ihrem Lieblingssupermarkt geschrumpft sind, weil dort große Anbauten für die nicht gerade zierlichen Rücknahmegeräte gebaut werden mussten? Man hat damit vermutlich so viel Ressourcen und Energie verbraucht, wie die Sammlung von Altstoffen über die nächsten 20 Jahre wieder hereinbringt. Aber das ist nur eine provokativ gemeinte Schätzung. Sie wissen, wie es gemeint ist.

Das Gute am Einwegpfand ist ja die soziale Komponente. Schon in den 90er Jahren habe ich das Einwegpfand in New York kennen gelernt. Dort gab es für Alu-Dosen immerhin fünf Dollar-Cent Refund, und Tausende Obdachlose mit

Das Einwegpfand für Plastikflaschen und Aludosen kommt! Endlich kann man sich etwas dazuverdienen. Und die Umwelt freut sich. Wirklich?

vollen Einkaufswagenln von gesammelten Dosen prägten plötzlich das Stadtbild. Sie haben sich mit dem Sammeln von dem, was andere wegwarfen, ein legales und manchmal gar nicht so schmales Zubrot verdient. Das ist natürlich bei einem

Pfand von 25 Cent schon wieder weniger profitabel – weil es selbst betuchte Käufer lieber nicht herschenken wollen. Das Bierflaschenpfand von 9 Cent ist übrigens dagegen geradezu lächerlich, aber selbst das wird relativ flächendeckend von den Käufern zurückgegeben, wie die Statistik Austria vermeldet.

Die Österreicher sind inzwischen ja vorbildliche Müll-trenner, auch ohne Pfandpflicht. Denn immerhin 70 Prozent der Plastik- oder Metallgebilde landen in den dafür vorgesehene Tonnen bei den Müllsammelstellen. Mit dem neuen Pfand sollen es ab kommenden Jahr um die 80 Prozent sein, und bald vielleicht schon 90. Ganz schön viel Aufwand für recht wenige Prozente. Aber die Umwelt dankt es, weil dann vielleicht weniger Plastik in der Natur entsorgt wird.

Wer nun denkt, dass die aufwendig installierten, teuren Müllsammelvorrichtungen in den Supermärkten, die die Flaschen scannen, zusammendrücken und zu Plastik-Paketen formen, dem Plastik ein zweites Leben ermöglichen, wird möglicherweise enttäuscht: Aktuelle Zahlen besagen, dass nur etwa ein Drittel des (reinsortigen) Plastik-Mülls tatsächlich geschreddert und zu neuem Plastik verarbeitet wird, während man den großen Rest einer Verbrennungs-anlage zuführt, wie das Umweltbundesamt meldet. Erzeugt vielleicht Energie, aber so richtig der Sinn kann das wohl auch nicht sein. Weil Verbrennen ja inzwischen das größte Schimpfwort der Nachhaltigkeitsbewegung geworden ist.

Man sieht also: So vorteilhaft, wie die Maßnahme nun beworben wird, ist die Sachlage nicht, denn alles hat zwei Seiten. Kein Pfand und damit auch keine Lösung gibt es etwa für die Verbundstoffe (also etwa Tetrapaks, Kaffeebecher, Fastfood- und Feinkost-Verpackungen), die aus Papier oder Karton mit aufgebracht Kunststoffolie bestehen.

Das Prinzip des Pfands bleibt aber genial. Es hat durch jede Menge Umbauten bereits viele Arbeitsplätze gesichert und kann auch sozial schwachen Menschen ein Mikroein-kommen verschaffen. Es hat also, wie so viele Maßnahmen, mehr positive Auswirkungen auf die Menschheit als auf die von ihr geknechteten Umwelt.



Das nächste „Feuilleton“ (Nr. 11, Dezember 2024) erscheint am Freitag, 6.12. in den Trafiken, im Handel und im Abo.



Sie können unter www.feuilleton.at online ein Abo abschließen

Foto: Katharina Sartena

IMPRESSUM

Das Feuilleton

Medieninhaber:

Verein zur Förderung des österreichischen Feuilleton-Journalismus (VFFJ)
Postanschrift: Fröbelgasse 27/2, 1160 Wien
ZVR: 1527887965, UID: ATU79850813, IBAN: AT69 2011 1848 9174 8300

Herausgeberin und Herausgeber:

Bernhard Baumgartner, MA, Mag. Christina Böck, Matthias Greuling, BA
Chefredaktion: Mag. Christina Böck
Co-Herausgeberinnen und Co-Herausgeber:
Severin Groebner, MSc, Julia Wagner

Ständige Kolumnistinnen und Kolumnisten:

Severin Groebner, Walter Gröbchen, Mag. Claudia Aigner, Viktoria Klimpfinger

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Harald Havas, Mag. Klaus Huhold, Mag. Christoph Irrgeher, Mag. Gregor Kucera, Dr. Clemens Marschall, Dr. Petra Paterno, Betina Petschauer, Andreas Rauschal, Sarah Riepl, Mag. Uwe Schögl, Markus Schönherr, Fred Schreiber, Marie-José Sirach, Julia Wagner.

Fotoredaktion: Robert Newald, Katharina Sartena.

Lektorat: Dr. Barbara Giller

Verlagsort: Wien

Grafik, Layout und Design: Matthias Greuling Werbeagentur, 2340 Mödling

Druck: Styria Print Group, Styriastraße 20, 8042 Graz

Einzelpreis: 5,90 Euro inkl. 10%UST

„Das Feuilleton“ erscheint in Print zehn Mal im Jahr.

Jahresabo (6 Ausgaben): 35 Euro inkl. 10%UST

Bestellungen: abo@feuilleton.at

Telefon: 0664 / 996 040 39, from abroad: +43 664 996 040 39 (Mo, Mi, Fr von 14-16h)

Website: www.feuilleton.at, Mail: office@feuilleton.at

Die Offenlegung gem. §25 Mediengesetz ist ständig hier abzurufen:

www.feuilleton.at/kontakt/impresum-datenschutz

Gefördert durch die Wirtschaftsagentur Wien. Ein Fonds der Stadt Wien.

Die rote Linie

Mit Ihrer Hilfe gehen wir ins zweite Jahr!

Sie halten „Das Feuilleton“ Nr. 10 in den Händen. Darauf sind wir stolz, denn wir haben somit das erste Jahr unserer Zeitung vollendet. Es war ein großartiges Jahr, das nur dank der Unterstützung von Ihnen, unseren Abonnent:innen, Förderer:innen und Käufer:innen möglich war.

Heute haben wir eine gute Nachricht: Wir haben uns entschlossen, mit „Das Feuilleton“ ein zweites Jahr zu wagen. Weil wir denken, dass guter Journalismus, wie er einst in der gedruckten „Wiener Zeitung“ üblich war, noch immer gebraucht wird. Wir werden aber die Erscheinungsweise an unser Budget anpassen und im zweiten Jahr sechs Ausgaben drucken. Wir glauben: Ein „Feuilleton“ jeden zweiten Monat ist besser als kein „Feuilleton“.

Doch auch dazu benötigen wir Ihre Hilfe: Wir bieten an, Ihr Abo für das zweite Jahr zu verlängern oder ein neues abzuschließen. Das Jahresabo 2025 (Ausgabe 11 bis 16) mit 6 Ausgaben kostet 35

Euro, die Einzelzeitung 6 Euro. Alle Abonnent:innen bekommen mit dem Ablauf ihres Abos ein E-Mail mit der Einladung zum Weiterbezug. Das betrifft vorerst nur jene, die von der Nummer 1 an dabei waren: Wer sein Abo später gekauft hat, bekommt das E-Mail nach dem Erhalt seiner zehnten Ausgabe, beispielsweise wer ab der Nummer 3 dabei war nach Erhalt der Nummer 13.

Bitte verlängern Sie Ihre Abos und Geschenkabos – auch wenn die Zeiten schwierig sind oder wir ihren Geschmack noch nicht ganz getroffen haben. Wir entwickeln uns ständig weiter. Sagen Sie uns gerne, was Sie sich von uns wünschen. Auch Geschenkabos sind weiter erhältlich (Weihnachten kommt!). Es gibt auch wieder die Möglichkeit eines Förder- sowie Auslandsabos zu 70 Euro. Unser Versprechen gilt: Wir werden jeden Euro in guten Journalismus stecken. **BERNHARD BAUMGARTNER**





Foto: Cassidy James/Unsplash

Unter den Superhelden ist Batman der menschlichste: Er hat keine Superkräfte

Batman ist die erste Comicfigur mit einem Stern auf dem Hollywood Walk of Fame. Und sie hat Weltbedeutung. Denn jeder kann sich mit ihr identifizieren, irgendwie.

Da Batman bin i

MATTHIAS GREULING

„I sog eich ans, da Bätmän bin i“, krächzte Hans Krankl 1989 ins Mikrofon, und der Song wurde ein (lokaler) Hit. Manchmal braucht es internationale Hypes, um auch im eigenen Land zu profitieren. Milos Formans „Amadeus“ (1984) und die nachfolgende Mozart-Mania bescherten Falco 1985 immerhin einen Nummer-1-Hit in den USA, den man in Ö3 bis heute gern spielt. Ganz ähnlich war es mit dem Hansi Krankl. Der wurde 1989 ein bisschen Popstar (halt nur in Österreich), weil damals in Amerika der Batman groß rauskam. 50 wurde er da, und Tim Burton hatte über ihn einen Film gedreht.

Die US-Presse hatte für den unglaublichen, bis damals nie zuvor da gewesenen Erfolg eines Comic-Blockbusters schnell einen Namen parat: Es war eben die „Bat-Mania“ geboren, ein riesengroßer Hype um einen Film, in dem Michael Keaton den (bis dato) besten Darsteller des Fledermausmannes gab, die famos laszive Kim Basinger eine verführerische Fotografin namens Vicky Vale und der Großmeister des Grinsens den – one and only – Joker: Jack Nicholson.

WIEDERGEURT

Mit Burtons „Batman“ (1989) beginnt die Wiedergeburt eines Helden, der 1939 erstmals in Comicbooks auftauchte: Batman, im Privatleben der Milliardär Bruce Wayne, der durch einen Verbrecher seiner Eltern verlustig gegangen war, als er noch ein Kind war. Dieser Mann, schwer depressiv, schwer reich und mit

Tagesfreizeit, hat sich überlegt, etwas Gutes für die Menschheit zu tun, und beschloss, im nachfarbenen Kampfanzug gegen die Verbrecher der (gar nicht so) fiktiven Stadt Gotham City loszuziehen. Bill Finger und Zeichner Bob Kane hatten sich die Figur ausgedacht, nachdem ein Jahr zuvor bei „Detective Comics“ der stahlblaue Superman erstmals ganze Eisenbahnzüge vor dem Absturz in Schluchten bewahren konnte. Ein Mann der Superkräfte, aber das war 1938 natürlich auch irgendwie eine politische Metapher auf den sich ankündigenden Weltkrieg in Europa. Der Ruf nach starken Rettern wurde da geboren, und mit ihm der Schwall an Superhelden in der amerikanischen Comic-Industrie.

Aber Batman war anders. Er war ein Mensch aus Fleisch und Blut, ganz ohne Superkräfte, nur ausgestattet mit jeder Menge Gimmicks, wie dem „Batarang“ (einem Bumerang) oder einer Seilwinde, die er aus dem Batgürtel schießen konnte. Nix mit Krypton-Magic: Batman musste sich seine Blessuren von den nächtlichen Kämpfen bei der Rückkehr in sein schlossähnliches Anwesen Wayne Manor stets von seinem Butler Alfred Pennyworth richten lassen, und man stelle sich vor: Die Krallen von Catwoman aus dem Fleisch zu entfernen, das war sicher schmerzhaft.

Aber das war ja auch eine (kriegswichtige) Botschaft: Der Mensch (der Amerikaner) kann obsiegen, weil er die richtige Technik und Rüstung besitzt, um gegen die Schurken dieser Welt (Joker, TwoFace, Riddler, Hitler)

loszuziehen. Blessuren sind da zweitrangig, die verheilen wieder.

Man darf 2024, zum 85. Geburtstag von Batman, und in einem Jahr, in dem er als erster Superheld überhaupt einen Stern auf dem Hollywood Walk of Fame erhalten hat, durchaus darüber nachdenken, welche Rolle die Superhelden zu jener Zeit gespielt haben und welche sie heute spielen. Batman und Superman bei DC Comics. Später Spiderman als wichtigster Marvel-Held in den 1960ern – sie sind Abbild ihrer Zeit: Der Weltkrieg und die Gegenwehr, später das atomare Zeitalter, weil Spiderman ja nach dem Biss einer mutierten Spinne zu seinen Supersinnen und Fähigkeiten gelangt – all das reflektiert, wie man in der amerikanischen Popkultur Mythen geschaffen hat, um auch breitenwirksam (und vor dem Internetzeitalter) die Menschen mit semipolitischen, immer aber eindeutigen Botschaften erreicht hat.

KAUGUMMI UND ARMY

Die Geschichte der amerikanischen Comic-Kultur ist maßgeblich vom Superheldentum aufgefüllt worden. Dort lag das größte Potenzial, die meist jugendlichen Leser abzuholen, ganz egal, ob Batman Werbung machte für einen Kaugummi oder für die US-Army. Es gibt Tausende von Gadgets, Werbegags und Plakaten, in denen Figuren wie Batman und sein Mündel Robin für die großen Fragen und Probleme der Gesellschaft Stimmung machten. Die allzu slapstickhaft geratene TV-Serie ab 1966 unterstrich aber auch den Comedy-Charakter der Figuren, wo man

stets nicht recht wusste, ob man lachen oder weinen sollte.

Batman, den nunmehrigen Helden auf dem Hollywood Boulevard, hat man durchaus in seiner Uniform mit Strumpfhosen im Gedächtnis. Aber er ist immer auch eine Figur seiner Zeit. Anfang der 40er-Jahre war er durchwegs Propaganda-Material für eine US-Regierung, die kurz vor dem Eintritt in den Zweiten Weltkrieg stand; die 60er mit ihrem zuckerbunten Erscheinungsbild dienten auch einer Zerstreuung, bevor die Rolle der USA im Vietnam-Krieg so richtig übel wurde. Hippie-Hollywood hat Batman erstaunlich ästhetisch überstanden, wenn man sich die Comics jener Zeit ansieht. Und Ende der 80er-Jahre war es einfach Zeit, die Figur neu zu erfinden. Denn damals wurde ja viel neu erfunden: Die Überwindung des Ostblocks, die Computer-Revolution, das Internet. Legendar eine Szene aus „Batman Returns“ (1992), in der Michael Keaton im Fledermauskostüm eine CD wie eine Langspielplatte sampelt. DJ Batman eben.

Jetzt ist er also endlich in der Hall of Fame von Hollywood angekommen, mit seinem eigenen Stern. Für eine fiktive Figur eigentlich eine tolle Leistung. Vielleicht hat man hier aber auch eine Geisteshaltung ausgezeichnet: Denn Batman hat sich dem Guten verschrieben. Klar, das ist niemals ohne Gewalt zu erreichen (in US-Diktion), aber sonst kommen halt ein paar Gangster weniger davon. Kollateralschaden nennt das der US-Bürger. Der Anteil an Selbstjustiz, oder besser gesagt an: „Ich

schlage Verbrecher mit ihren eigenen Mitteln“, ist hoch. Darf man ein Rächer sein in diesen Tagen, die politisch so aufgeladen sind? Braucht es einen Mann im Kampfanzug, der nachts auf die Straßen geht und für Ordnung sorgt? Wünschen wir uns das? Fühlen wir uns dann sicher? Oder anders gefragt: Gibt es eine Instanz in unserer Gesellschaft, die diese Form der beschleunigten Justiz schon seit Jahren propagiert? Und wie ist das in Amerika? War das in den späten 30er-Jahren bereits eine Sehnsucht der Leser; jemanden zu kennen, der einen rettet in äußerster Not?

WAISENDRAMA

Zu viele Fragen. Da bleibt nur Batman selbst: Eine auf sich selbst zurückgeworfene Weise, die das Drama um den Tod der Eltern nicht und nicht verarbeiten kann. Oder es in ihren nächtlichen Feldzügen gegen das Böse verarbeitet. Umso wichtiger ist nun dieser Stern, den man ihm verliehen hat. Denn er sagt auch: Helden haben Platz in unstillen Zeiten wie diesen, wo Orientierungslosigkeit herrscht. Früher hieß das, was Batman für uns tat, ganz simpel: Bumm, zack, in die Gosch'n.

Am Ende ist Hans Krankl mit seiner Interpretation des Batman-Mythos doch nicht so falsch unterwegs, wenn er singt: „I flieg umadam jede Nocht dumadam. I steh jedem bei und raff ah mit 3. I schlof nur sölten und I fircht mi nie. Ans is holt wor, da Bätmän bin i!“

Und so ist jeder von uns ein bisschen diese Figur. Vielleicht ist sie ein Ausdruck eines Widerstands.

Schluss mit dem Hineinsinken in Plüsch!

Mit dem Nestroy-Preis durch Tradition und Avantgarde: Das Schauspiel hat sich im 21. Jahrhundert gewaltig verändert. Exkursion zu einem Arbeitsplatz im Umbruch.

PETRA PATERNO

Was zeichnet eine Schauspielerin, einen Schauspieler aus?

Wovon spricht man, wenn es um bemerkenswertes Schauspiel geht? Versteht man darunter jenes virtuose Spiel, wie es etwa der 2014 verstorbene Gert Voss zu entfachen verstand, geprägt von Perfektion, Konzentration und Hingabe, das für das Theaterpublikum so leicht und selbstverständlich wirkte? Oder meint man damit eine Performance, die auf Risiko setzt, keinen Tabubruch scheut? So wie Saioa Alvarez Ruiz, die kleinstwüchsige und körperlich behinderte Schauspielerin, die in Florentina Holzingers Stück „Ophelia's Got Talent“ unbedeckt auf der Bühne stand und der Aufführung mit ihrem Stage-Charisma zu ihren besten Momenten verhalf? Geht es bei den Menschendarstellungen auf der Bühne vornehmlich darum, die Seelenlandschaft der jeweiligen Rolle zu ergründen (wie es ein Gert Voss vermochte)? Oder zielt das Spielen auf offener Bühne nicht vielmehr darauf ab, unser Bild vom Menschsein zu verrücken (wie es Performerinnen vom Schlage einer Ruiz tun)? Voss wurde 2000 als bester Schauspieler mit dem Nestroy ausgezeichnet; Ruiz erhielt 2023 die Trophäe als beste Schauspielerin. Voss und

Ruiz sind gegenüberliegende Pole, mit deren Hilfe sich illustrieren lässt, wie sich der Begriff Schauspiel im 21. Jahrhundert verändert und verästelt.

Die Erweiterung der Spielzone ist durch die Nestroy-Verleihungen seit 25 Jahren dokumentiert. Der Nestroy ist somit auch Beleg für jene fundamentalen Veränderungen, von denen die Arbeit der Schauspielerinnen und Schauspieler in den vergangenen Jahrzehnten erfasst oder erschüttert wurde. Die Gleichzeitigkeit und Gleichwertigkeit unterschiedlicher künstlerischer Zugänge ist eine der Signaturen des 21. Jahrhunderts. Kunst lässt sich in keinen Kanon mehr zwingen, und gerade setzt die Künstliche Intelligenz am Sprung in die Theaterhäuser an. Disruption garantiert. Vielgestaltige ästhetische Ansätze durchpflügen den Bühnenboden. Vieles, was im Gegenwartstheater passiert, lässt sich mit den am klassischen Theater geschulten Kategorien – Figur, Handlung, Konflikt, Dialog – nicht mehr erschöpfend beschreiben; für die Arbeit der Spielenden bedeutet dies zugleich Erweiterung und Herausforderung; das traditionelle Berufsbild wird aufgebrochen und ausdifferenziert, allerhand Spielweisen werden freihändig kombiniert – uralte Bühnentechniken wie der Chor und das Spiel mit Masken

werden neu belebt, dazu wird erwartet, dass die Darstellenden mit Live-Videokameras und vorproduzierten Filmen genauso selbstverständlich interagieren wie mit KI-generierten Bildern; selbst Roboter wurden als Spielpartner auf Bühnen gesichtet. Das Schauspiel im 21. Jahrhundert ist einfach kompliziert.

PERFEKT UNPERFEKT

Von allen Kunstsparten verkörpert das darstellende Spiel wohl am unmittelbarsten die Vorstellungen, die mit dem jeweiligen Menschenbild einer Epoche einhergehen. Im 18. Jahrhundert wurde die Perfektion als Ideal ausgerufen: Schauspieler sollten ihre Körper beherrschen wie Musiker ihre Instrumente. Dieser Ansatz unterstellt Techniken und Methoden, die sich erlernen lassen, und geht zugleich von nachvollziehbaren Qualitätskriterien wie Aussprache und Körperbeherrschung aus. Perfektion existiert jedoch nicht ohne Werte und Normen oder zumindest eine Vorstellung davon, wie ein Hamlet oder eine Medea zu spielen sei.

Im Gegensatz dazu meidet das planvoll Nicht-Perfekte, das gegenwärtig auf vielen Bühnen zu sehen ist, nicht nur das vermeintliche Ideal der Perfektion auf der Bühne, sondern stellt darüber hinaus auch gesellschaftliche Konventionen außerhalb des Theaterraums verstärkt zur Debatte. Die Figur des „unvollkommenen“ Spielenden ist ein weiteres Kennzeichen des Gegenwartstheaters – folgerichtig erobern auch Darstel-

lerinnen und Darsteller ohne Schauspielstudium die Bühnen. Diese ästhetischen Ansätze sind verwoben mit identitätspolitischen Debatten: Wer repräsentiert wen? Wer spricht für wen?

Die Infragestellung der theatralen Repräsentation, dieser, wenn man so will, „performative turn“, spiegelt sich beispielhaft in den Nominierungen und Auszeichnungen des Nestroys wider. In den Anfangsjahren dominierten die psychologisch-realistischen Inszenierungen von Luc Bondy (1948-2015), Peter Zadek (1926-2009) und Andrea Breth (Jahrgang 1952). Diese Namen stehen beispielhaft für eine Regietradition, die, was die Schauspielführung anbelangt, das Erbe Konstantin Stanislawskis antraten. Vielen gilt die Stanislawski-Methode noch immer als Nonplusultra des Theaterspiels, jenes Bühnengesetz des psychologischen Realismus, der die Spielenden ins Zentrum des Geschehens rückt.

SELBSTDARSTELLUNG

Doch so wie sich das Bild des Menschen und seine Mittel der Selbstdarstellung verändern, wechseln auch die Mittel, mit denen auf der Bühne gespielt wird. Stanislawski konnte davon ein Lied singen, wurde er doch noch zu Lebzeiten vom herandrängenden Brecht herausgefordert. Bertolt Brecht (1898-1956) war in seinem epischen Theater so gut wie jedes Mittel willkommen, um die Identifikation des Publikums mit den Figuren auf der Bühne zu hinterfragen. Schluss mit dem Hineinsinken

in plüschige Theatersessel! Analyse statt Einfühlung!

Das Gegenwartstheater tritt in vielerlei Hinsicht Brechts Erbe an: Epische Stilmittel sind längst fester Bestandteil des zeitgenössischen Theaters, genauso wie das Prinzip der Verfremdung; dass Akteure aus ihren Rollen heraustreten und frontal ins Publikum sprechen, ist längst gängige Bühnenpraxis. Der „mitdenkende Schauspieler“, den Brecht einforderte, ist im Gegenwartstheater angekommen; nicht selten entstehen Inszenierungen erst durch die Mitarbeit der Schauspielerinnen und Schauspieler. Stichwort Stückentwicklung.

Gegen Ende des 20. Jahrhunderts verschob sich das Bühnenspektrum von der Repräsentation eines dramatischen Konflikts hin zu einem Drama der Wahrnehmungen, bei dem die Zuschauenden zu Komplizen gemacht werden. Wieder eine Revolution, wie so oft am Theater: Es geht fortan darum, was im Zuschauerraum an Gefühlen und Emotionen ausgelöst wird. Sofern so etwas wie Text überhaupt noch zählt, zeichnet sich dieser durch polyphone, defigurative, postidentitäre Rede aus. Adieu Dialog! Hallo Textfläche! Aber wie spielt man das? Wie „entkommen“ die Spielenden ihren jeweiligen Figuren?

Die Antwort darauf finden Sie in „Sapperment! 25 Jahre Nestroy-Preis. Ein Stück österreichisches Gegenwartstheater“, hrsg. v. Margarete Affenzeller, Wolfgang Kralicek, Petra Paterno, Molden-Verlag, 216 S. 25 Euro. Der Text ist ein Auszug aus dem am 7. November erscheinenden Buch zum 25-Jahresjubiläum des Nestroys-Theaterpreises.



Schauspiel heute in Florentina Holzingers „Ophelia's got Talent“

Foto: Nicole_marianna_wytaczak

Monatsabrechnung

Die Wahrheit über alles!

Interviewer: Heute habe ich in meinen Podcast „Blöd gefragt, noch blöder geantwortet“ einen besonderen Gast eingeladen ...

Experte: Ja hahaha! Das stimmt. Ihre bisherigen Gäste waren ja allesamt eher durchschnittlich.

Interviewer: Vielen Dank, ich werde es ihnen ausrichten. Heute jedenfalls ist Wolf-Dieter Schmiss zu Gast. Geboren in Oberösterreich, 1972, damals unter dem Namen Michael Simonevic, haben Sie eine erstaunliche Karriere hingelegt: von einem abgebrochenen Studium der Rechtswissenschaften über ein Wochenendseminar für Bachblütentherapie und Schlüsselersalze über eine Namensänderung nach der Erfahrung eines Workshops für Kampfsport, Alkoholismus und Emesis der Burschenschaft Peristaltika Provinzia bis zu einem Fernstudium der Kommunikationswissenschaften an der Uni Nowosibirsk ist da einiges dabei, was Sie schließlich zum Wissenschaftssprecher des Rechten ... manche sagen rechts-extremen ... Thinktanks „Vollgas Community e.V.“ gemacht hat.

Interviewer: In dieser Funktion möchte Ich Sie gerne folgendes fragen: Hochwasser, Wirbelstürme, Starkregen, Waldbrände, all diese Extremwittersituationen haben ja Ihrem Verein zufolge nichts mit dem menschengemachten Klimawandel zu tun. Warum?

Experte: Ja hahaha! Das stimmt. Vor allem deshalb, weil der Mensch überhaupt keinen Einfluss auf das Klima hat. Wohl aber auf das Wetter. Nehmen Sie etwa die Hurrikans. Wo entstehen die? In der Karibik? Warum? Weil dort sehr viele dunkelhäutige Menschen auf den Inseln rundherum leben ... das harmlose N-Wort darf man ja nicht mehr sagen, obwohl meine Oma das immer gesagt hat und die war sehr beliebt in ihrer Ortsgruppe. Aber dann haben die Russen ihr ... (schluckt) ... das Gut in Westpreußen...

Interviewer: Bleiben wir bitte beim Thema. Was haben dunkelhäutige Menschen mit Hurrikans zu tun?

Experte: Ja hahaha! Sehr viel! Ihre Haut speichert aufgrund der dunklen Farbe das Sonnenlicht. Und damit hohe Temperaturen. Dann gehen die nach dem Tanzen ins Wasser und schon steigt die Meerestemperatur. Und so kommt es zu Hurrikans!

Interviewer: Aber wir haben ja auch starke Unwetter hier in Europa. Dabei gibt's hier weniger schwarze Bevölkerung?

Experte: Ja hahaha! Das stimmt. Aber immer noch zu viele. Aber natürlich liegt es nicht nur an denen, sondern auch an den Grünen. Denn aus ideologischer Verblendung sind diese Grünen ständig mit ihren Fahrrädern unterwegs. Und Fahrräder reflektieren weniger Sonnenlicht als Autos. Deshalb bleiben die Sonnenlichtteilchen

in der bodennahen Atmosphäre hängen, vermengen sich hier mit Wassertröpfchen und das kommt dann als Starkregen runter. Und schuld daran ist der Fahrradfahrer. Der Autofahrer dagegen fährt durch den sonnigen Tag und wirft die Lichtteilchen zurück ins All. Und – fun fact! – je höher die Geschwindigkeit ist, desto besser wird das Licht zurückgeworfen.

Interviewer: Können Sie all diese Aussagen wissenschaftlich belegen?

Experte: Ja hahaha! Aber natürlich. Mehrere Studien aus dem international tätigen Gazprom Global Gossip Institute haben das belegt.

Interviewer: Aber Gazprom ist als russischer Anbieter fossiler Brennstoffe doch kein unparteiischer Finanzier?

Experte: Ja hahaha! Dann nehmen wir eben die Shell Shelter Forschungsinitiative für Faktenabwehr.

Interviewer: Aber Shell ist doch auch ein Anbieter fossiler Brennstoffe?

Experte: Ja hahaha! Aber kein russischer.

Interviewer: Das ist doch sachlich völlig irrelevant?

Experte: Ja hahaha! Das stimmt. Aber wir haben in unserem Horst-Wessel-Institut für angewandte, herummarschierende Soziologie herausgefunden, dass bei ausreichend hohem Druck in Form von negativem, emotionalem Stress große Teile der Bevölkerung bereit sind, einer imaginierten Form der Informationsaufbereitung den Vorzug zu geben.

Interviewer: Sie meinen, wenn die Leute genug Angst haben, glauben sie jeden Scheiß?

Experte: Ja hahaha! Das stimmt. Wir sehen deshalb den Klimawandel auch nicht als physikalisches Phänomen, sondern als narrative Chance: Eine Hangrutschung ist vielleicht die Strafe der Erdmännchen für Feminismus? Hat das internationale Judentum nicht seine Finger in der Gummistiefel-Produktion und ist so ein direkter Nutznießer jedes Hochwassers? Ist der Islam als Wüstenreligion nicht jetzt schon für die nächste Dürre verantwortlich?

Sie als faktensüchtige Realitätsjunkies von der Recherche-basierten Besserwisser-Bubble sind in dieser negativen Spirale eines verifikationsabhängigen Mindsets gefangen.

Wir dagegen bauen uns eine Welt, wie sie uns gefällt.

Interviewer: Danke für das Gespräch.

Experte: Gerne. Ich schnall mir jetzt meinen Düsenrucksack um und flieg nach Hause.

SEVERIN GROEBNER

Severin Groebner ist Kabarettist und Autor. Eben ist sein Album „Nicht mein Problem“ erschienen. www.severin-groebner.de

Foto: Dominik Reichenbach



Cartoon: Piero Masztalerz & Jonas Greiner

Der Enkeltick

Friedhof mit Aussicht

Was die Oma den lieben langen Tag anstellt, ist bis zu einem gewissen Grad ein Rätsel. Um sie zu beschäftigen, grätschen wir ihr also immer wieder mit irgendwelchen Spompanadeln dazwischen, so würde sie das mit Sicherheit nennen. Einmal pflanzt eine von uns ein Gemüsebeet in ihren Garten (ich), ein anderes Mal schraubt eine von uns in ihrer Einfahrt an ihrem Auto herum (meine Schwester) und dann kommt auch noch die dritte und will mit der Oma irgendwo hinfahren, um sie ihrem ominösen Alltag zu entreißen (meine Mutter).

Was wir aber wissen, ist, dass die Oma jeden Tag in der Früh zum Friedhof pilgert – da kann es regnen, stürmen, schneien, die Oma steuert um 7 Uhr den Bus an und mit ihm das Grab meines Großvaters. Kürzlich wurde sie auf dem Heimweg sogar überfallen. Der Angreifer hat sie gegen ein parkendes Auto gestoßen und ihr die Tasche weggerissen. „Na der wird blöd schauen, wenn er die Tasche aufmacht“, witzelte sie noch im Schock. Die heiße Ausbeute seines Raubzugs: eine Grab-schaufel und Streichhölzer. Verbrechern ist sie meilenweit voraus: „Die wichtigen Dinge trage ich nah am Körper.“ Anzeige wurde erstattet, Sorge wurde bekundet, und noch während Pläne geschmiedet wurden, wie man der Oma als Friedhof-Shuttleservice dienen könnte, war sie schon wieder auf dem Weg zum Grab.

Am Anfang dachte ich, dass das für die Oma ein sehr trauriger Weg sein muss. Und das ist er sicher, und dann auch wieder nicht. Es ist eben ein Weg, der sein muss, genau wie danach der Weg zum Supermarkt gegenüber. Der Friedhof liegt unter einer alten Kirche, ruhig und irgendwie intim. Wenn die Oma über diesen Ort spricht, der eigentlich so traurig ist, ist sie das nicht.

Sie ist zufrieden. Dort fühlt sie sich sogar wohl. Vielleicht liegt das daran, dass sie sich dort nicht alleine fühlt. Der Tod ist hier zwar so gegenwärtig wie sonst nirgends, aber da sind auch die, die er zurückgelassen hat. Einmal hat sie sich mit einem alten Mann auf einer Parkbank unterhalten, ein anderes Mal ist sie mit einer Gruppe anderer Bettflüchtiger vor verschlossenen Eisentüren gestanden, weil der Friedhof erst um 7 Uhr aufsperrt. Immer hat sie etwas zu erzählen.

Vielleicht liegt es auch daran, dass die Wahl des Friedhofs eine der letzten Entscheidungen war, die die Großeltern gemeinsam getroffen haben. Dass der Verstorbene mit seiner Ruhestätte zufrieden wäre, ist eine seltsam beruhigende Boje, an die man sich klammert, wenn man im Kummer versucht, den Kopf über Wasser zu halten. Einzig die Hochhäuser, die kurz nach dem Begräbnis hinter den Friedhofsmauern hochgezogen wurden, sind der Oma ein beständiger Dorn im Auge. „Die versauen die schöne Aussicht“, mokiert sie sich über die zweckmäßigen Betonklötze, die den sonst freien Horizont tatsächlich etwas verwordageln. Wessen Aussicht sie damit meint, bleibt offen. Wenigstens liegt der Opa unter einem großen alten Baum, der sich über den schlichten Stein neigt und im Sommer Schatten spendet – ihm und ihr.

VIKTORIA KLIMPFINGER

erzählt hier, wie sie ihre Oma auf Trab hält, obwohl die das selbst ganz gut kann.

